



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reiseschilderungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Kleidung sind fein rein, und die Wohnungen sind schön gemahlet. Als bald ein Kranker hinein wird gebracht, ziehet man ihm seine Kleider aus, im Beisein eines Notarien, der sie treulich verzeichnet und beschreibet, werden wohl verwahret, und man zieht ihm einen weißen Kittel an, legt ihn in ein schön gemachtes Bette, reine Tücher. Bald bringt man ihm zween Ärzte, und kommen die Diener, bringen Essen und Trinken in reinen Gläsern, Bechern, die rühren sie mit einem Fingerlein an. Auch kommen etliche ehrliche Matronen und Weiber, verhüllt unter dem Angesicht, etliche Tage, dienen dem Armen als Unbekannte, daß man nicht wissen kann, wer sie sind, darnach gehen sie wieder heim. Das habe ich also zu Florenz gesehen, daß die Spitaler mit solchem Fleiße gehalten werden. Also werden auch die Findlinghäuser gehalten, in welchen die Kindelein aufs beste ernähret, aufgezogen, unterweiset und gelehret werden, schmücken sie alle in eine Kleidung und Farbe, und ihr wird aufs beste gewartet.“ Also ein Schöpfungswunder bleibt eine solche Kulturwerkstatt, aber von den Bedingungen, unter denen es zustande kommt, nehmen wir doch in der ältern Geschichte der italienischen Städte einige wahr, und Davidsohns Werk verbreitet nicht wenig neues Licht darüber.



Reiseschilderungen



ie Zeit, wo sich der deutsche Philister geduldig und andächtig mit zwölf Bänden von Friedrich Nicolai durch Deutschland und die Schweiz geleiten ließ, ist längst vorüber, und selbst Friedrich Gerstäcker würde gegenwärtig nur ein kleines Häuflein Leser für seine fünfändige „Reise um die Welt“ finden. Die Menschen von heute reisen so viel, so unablässig, daß sie keiner von fremden Augen gesehenen Bilder zu bedürfen glauben, sie genießen, sehen und — wissen alles selbst. Wenn trotzdem noch zahlreiche Reiseskizzen geschrieben und veröffentlicht werden, so handelt es sich dabei durchgehend um wenig umfangreiche Bücher; die Mehrzahl der Verfasser folgt öfter dem eignen Bedürfnis, Erinnerungen und Eindrücke festzuhalten, als daß sie an ein Lesepublikum dächte, andre gefallen sich darin, die moderne Sensationslust, die Erotik und die Stilkünste der jüngsten Erzähllitteratur auch auf die Reiseschilderung auszudehnen. Soviel wir wissen, hat sich noch niemand die Mühe genommen, die Einflüsse jeweilig herrschender litterarischer Moden oder Schulen auf Reisebilder und Reiseskizzen zu untersuchen. Da diesen nur in seltenen Fällen ein Leben über

ihre Generation hinaus gegönnt ist, jede neue Generation die Welt mit andern Augen sieht, so mag es wohl den meisten gleichgiltig erscheinen, wie sich die Eigentümlichkeiten und Vorurteile litterarischer Richtungen in so kleinen und rasch vergänglichen Arbeiten spiegeln. Dennoch wäre es sicher nicht ohne Gewinn, gelegentlich auch diesen halbverwischten Spuren nachzugehen. Man braucht nur an die Grundverschiedenheiten der als klassisch geltenden und darum noch heute gelesenen Reiseschilderungen zu denken, an die Gegensätze zwischen Forsters Schilderungen der Südseeinseln oder Ansichten vom Niederrhein und Goethes Tagebuchblättern und Briefen aus Italien, um zu bemerken, daß es sich dabei um ganz interessante und fruchtbare Untersuchungen handeln würde, bei denen der Reiz der Stilvergleichung noch das geringste wäre.

Freilich, um so gewichtige und so vornehme Leistungen kann es sich nur in wenigen Fällen und in der Litteratur des Tages nun gar nicht handeln. Die heute vorherrschende Reiseskizze oder Studie ist meist für das Feuilleton der Zeitungen berechnet, es ist schon viel, wenn sie wirklich Geschehenes und Gelebtes einschließt und nicht auf eine müßige Plauderei hinausläuft. Wie selten aber steht vollends hinter den Plaudereien eine liebenswürdige, warmherzige und geistig klare Persönlichkeit, wie z. B. hinter den Sommerwanderungen und Winterfahrten von J. B. Widmann (Frauenfeld, J. Huber), deren beste Skizzen schweizerische und oberitalienische Wander- und Ferientage des Verfassers leicht, aber lebendig und anziehend schildern! Die Abschnitte „Im Sonnenschein und Schatten,“ „Spätsommertage im Jura,“ „Aus westschweizerischen Sommerfrischen,“ „Zum obern Steinberg,“ „Ein Ausflug nach Neuenburg,“ „Saubaudische Frühlingstage“ sind aus der Fülle der Eindrücke und des Genusses geschöpft. Widmann meint mit Recht, es werde „zu viel gereist und zu wenig spazieren gegangen in der Schweiz,“ und man kann das ruhig für die ganze Welt verallgemeinern. „Aber genußvoller ist es doch, wenn man sich Jahr für Jahr nur ein bestimmt begrenztes, kleineres Gebiet zum Wanderziel setzt und sich in diesem Bezirk dann recht behaglich umsieht. Daß wir Landesbewohner es so machen, ist selbstverständlich und uns nicht als sonderliche Tugend anzurechnen; wir haben eben in dieser Beziehung bequem. Ich kann in Bern noch bis gegen elf Uhr vormittags meiner Berufsarbeit bequem obliegen und nachmittags etwas nach vier Uhr bereits auf irgend einem einsamen Hügel hinter Mürren Alpenrosen pflücken.“ Man merkt denn auch, daß Widmann auf den einsamsten Wegen und in den verstecktesten Hochthälern der Schweiz und der norditalienischen Alpen gründlich zu Hause ist. Seine Schilderungen des Prachtwinkels zwischen dem Luganer und dem Comer See, der einsamen Abgründe und tosenden Wasserstürze am Tschingelhorn, der savoyischen Südufer des Genfer Sees, des albertümlichen Neuenburg mit seinen vielen hübschen jungen Schulmeisterinnen werden von jedem, der etwas von dem Geschilderten kennt, der überhaupt Auge und Seele

für so etwas hat, mit Vergnügen gelesen werden. Minder gehaltreich und wirksam erscheinen uns die „Briefe aus der deutschen Reichshauptstadt.“ An und für sich ist es ja unmöglich, bei einem vierzehntägigen Aufenthalt nach irgend einer Seite hin die ungeheure Ausdehnung und sinnverwirrende äußere Mannichfaltigkeit des Berliner Lebens in kurzen Briefen wiederzuspiegeln. Aber möglich wäre es doch, eine Art Augenblicksphotographien zu geben, die erste Wirkung der riesigen Verhältnisse und der engen, tonangebenden Gesellschaft, der demokratischen Massengewalt und der fast slavischen Abhängigkeit von kleinen Kliquen und dürftigen Schlagworten auf einen neu Ankommenden darzustellen. Nur müßte dazu ein anderer die Feder ergreifen, als ein Schriftsteller und Journalist, der, wenn er auch wirklich in den achtziger Jahren zum erstenmal nach Berlin gekommen wäre, vorher schon viel zu viel davon kennt, darüber gelesen hat und den Dingen nicht mit voller Naivität gegenübersteht. So kommt es weder zu einem Bilde, das den ersten Eindruck, den Berlin macht, treu und farbig wiedergäbe, noch zu einer tiefern Begründung der mancherlei Beobachtungen und Bemerkungen, die der Verfasser zum besten giebt. Auch die flüchtigen Umrisse aus Thüringen und Süddeutschland können sich nicht mit den Skizzen aus der Schweiz, aus Savoyen und der Lombardei messen.

Während der Schweizer dem Drange nicht widerstehen kann, sich in das Getümmel der Weltstadt an der Spree zu stürzen, flüchtet Fritz Lienhard in seinen Wasgaufahrten (Berlin, Hans Lüstenöder, 1896) aus Berlin in die idyllische elsässische Heimat. Er lechzt nach gesunden Zuständen, hat „das blaßirte Lächeln und den zungenfertigen Wortschwall großstädtischer Marktbeherrscher“ satt und übersatt. „Man kommt allmählich dahinter, daß Genialität zwar manchmal scheinbarer Leichtsin. Leichtsin aber noch lange keine Genialität ist; daß zwar Spießbürgerei zumeist bedächtig verfährt, daß aber Bedachtsamkeit noch lange keine Spießbürgerei ist. Und man bekommt wieder Mut, bedachtsam zu sein, doppelt bedachtsam in einer Zeit, wo von allen Seiten aufgeregte Marktschreierei auf die arme Menschheit eindringt; man faßt wieder Mut, sittenstolz zu sein, doppelt sittenstolz in einer Zeit, wo die Liederlichkeit wissenschaftlich entschuldigt wird; man wagt wieder schlichter und natürlicher Mensch zu sein, doppelt schlicht in einer Zeit, wo jeder dumme Junge sich für einen Übermenschen hält.“ Alles ganz gut und schön — wenn nur nicht die Verstimmung, die Berlin dem Wasgaufahrer einflößt, mitten in der Waldfrische am Taubenschlagfelsen, bei Geroldseeck und auf dem Obilienberg immer wieder aufwachte, sodaß eigentlich nur in dem hübschen lyrischen Idyll, das der Verfasser „Hochlandlieder“ überschreibt, wirkliche Stimmung zu Worte kommt. Kann denn die Frische und der erquickliche Hauch oberrheinischer Landschaft nicht ohne fortwährende Erinnerung an Berliner Preß- und Theaterjammer geschildert werden? Selbst die historischen Erinnerungen

des Verfassers leiden unter der fortgesetzten Polemik gegen häßliche Erscheinungen, die mit dem Wasgau nicht das mindeste zu thun haben. Er weiß ganz gut, daß Shakespeare, hätte er selbst „in der Stuartschen Lasterzeit gelebt,“ nicht daran gedacht hätte, das „verlumpfte Theater“ zu schließen, und daß der Schöpfer der Gestalten des Malvolio und des Lord Angelo unmöglich unter Cromwells gottseligen Reitern das Schwert geschwungen hätte. Aber in seiner Verbitterung bringt er es nicht mehr über sich, gute Kunst gegen schlechte, ein göttlich durchleuchtetes menschliches Antlitz gegen die verzerrte Frage zu setzen, sondern läßt die Bußpredigt schlechtthin an Stelle des Gedichts treten. Damit wäre, um mit Lienhard zu sprechen, unsern „seelischen und volkischen (!) Räten“ ebenso wenig geholfen, als mit den Verirrungen der Berliner Salon- und Litteraturkunst.

Zu der Masse der Wanderstudien aus Italien gesellen sich natürlich alljährlich neue. Wilhelm Kuland giebt in seinen Riviera-Skizzen (Glarus und Leipzig, Schweizer Verlagsanstalt) zwölf kleine Bilder: „Von Zürich nach Mailand,“ „Von Mailand bis Genua,“ „Von Genua bis Savona,“ „Von Savona nach San Remo,“ „San Remo,“ Mortui te salutant, „Typen,“ „Ein Kinderheim,“ „Ein Besuch in Monte Carlo,“ „Die Geheimnisse der Roulette,“ Prince Rouge et Noir, „Die Heiligeninsel im Mittelmeer,“ die neben vielem Allbekanntem und Ostgeschilderten immer einiges Neue bieten. Wunderlich nehmen sich die drei Kapitel über das Reich des Fürsten Albert Honorius von Monaco aus, in denen die Spielhölle am Ufer des Mittelmeers zwar nicht gerade glorifizirt, aber doch in der bekannten Weise der Sensationserzähler als höchst interessante Kulturstätte geschildert wird. Die alten Geschichten von den zahlreichen Verzweifelnden und den Selbstmördern von Monte Carlo mögen völlig wahr sein, aber es ist sinnlos, das allgemeine Mitleid für die Opfer der verächtlichsten aller Leidenschaften, der Spielwut und Gewinn gier, anzuregen. Wer sich dem Henker freiwillig überliefert, hat kein Recht, ihm zu fluchen! Die hübschesten Skizzen des kleinen Bandes sind die über San Remo und Lerins, die Insel der Heiligen.

Gehaltvoller und lebendiger erscheinen uns die Spaziergänge in Süd-Italien von Ludwig Salomon (Oldenburg und Leipzig, Schulzische Hofbuchhandlung), die zwar mit einem Kapitel „Das neue Rom“ beginnen, aber sonst in der That die Umgebungen von Neapel und Palermo — unvergeßliche Bilder für jeden, dessen Auge einmal auf ihnen geruht hat — aus frischer Erinnerung schildern. In die unbekanntern Gegenden, die Landschaften und die Städte der Basilicata, Apuliens und Calabriens ist auch dieser Reisende nicht eingedrungen. Aber der Golf von Bajä, der Vesuv, Pompeji, Capri und Sorrent, die Bucht von Salerno wie die stolze Hauptstadt Siziliens thuen es jedem wohlgeschaffnen Menschenkinde immer wieder an, und man liest sich an einigermaßen treuen und farbigen Schilderungen

so wenig satt, wie man sich an den Landschaften selbst satt sieht. Bevor der Verfasser seine eignen Eindrücke aufzeichnet, unternimmt er einen Aufstieg zur „Salita Petrajo“ in Neapel, am Wege nach dem hochgelegnen Kastell St. Elmo, wo der zum Neapolitaner gewordne Dresdner Woldemar Raden haust, der genaueste deutsche Kenner und vielseitigste Schilderer Süditaliens. Die Vesuvbesteigung, die Wanderung in den Totengassen von Pompeji, die Kasttage auf Capri, die Fahrten auf der neuen Felsenstraße am Meer von Salerno nach Amalfi und Ravello, die dann folgen, sind von vielen Tausenden unternommen worden, aber gerade unter ihnen wird der Verfasser die dankbarsten Leser finden, sie lassen sich ja gern an goldne, sonnige Tage erinnern. Wie weit die „Duchessa von Sorrent“ eine Novelle oder eine historische Erinnerung ist, vermögen wir nicht festzustellen, jedenfalls tritt dies Kapitel ein wenig aus dem Rahmen der andern heraus. Selbst dem raschen Durchwandler der paradiesischen Gefilde beider Sizilien entgeht übrigens die trostlose Armut und alles Strebens spottende Lage der untern Volksklassen nicht, er muß sich wohl oder übel zu volkswirtschaftlichen Betrachtungen bequemen, und die Losung „Beseitigung der verderblichen Latifundienwirtschaft“ klingt auch durch Salomons leichte Schilderungen hindurch. Den Regierenden in Italien ist bei dieser Lösung leider zu Mute, als ob ihnen einer ansönne, vor aller Besserung den Stein der Weisen zu finden.

Ein gut Stück weiter als die Welschlandfahrer ist Paul Kemmer gelangt, der in dem (mit Titelzeichnung und Kopfleisten besonders „modern“ ausgestatteten) Buche Unter fremder Sonne (Berlin, Schuster und Loeffler, 1896) einen „Ausflug“ nach Venezuela und den westindischen Inseln erzählt. Die besondern persönlichen Stimmungen des Verfassers nehmen freilich fast ebenso viel Raum ein, wie die eigentlichen Schilderungen. Auch finden sich mehr Heinische Nachklänge in den Skizzen, als gut ist. Aber die ersten Tropeneindrücke auf dem dänischen Eiland Sankt Thomas, auf Santo Domingo und in der Hölle von Venezuela, dem heißen Hafentädtchen La Guaira (wo der Verfasser einen zweiundachtzigjährigen deutschen Arzt kennen lernt, der ein halbes Jahrhundert dort seine Pflicht gethan hat), die Ostertage in Puerto Cabello und vieles andre treten uns doch lebendig und farbig aus den kurzen Niederschriften entgegen, und die Widersprüche zwischen trunknem Schwelgen in der Üppigkeit und Pracht der Tropenwelt und einer unüberwindlichen Sehnsucht nach der deutschen Heimat gehen durch das ganze kleine Buch hindurch. Einzelne Naturschilderungen sind von außerordentlicher Schönheit; die Skizzen des Insellebens von Curacao, des Stadtlebens von Caracas, die Erzählungen von den Tagen auf deutschen Pflanzungen, von dem Ausflug nach einer vergessenen schwäbischen Bauernkolonie (Kolonie Továr) auf der Küstendordillere und am dichtesten Gebirgsurwald, die flüchtigen Umrisse der wunderlichen Erscheinungen in der „schwarzen Republik“ (Haiti) sind lesenswert. Ob

es nötig war, daß der Verfasser die Nächte, die er mit Negermädchen von Curaçao und Sanchez auf San Domingo zugebracht hat, des Breitem schildert, lassen wir dahingestellt, für „modern“ wird es ja gelten! Einmal sagt er: „Ein Kind ist der Neger, und die Freiheit des schwarzen Republikaners erscheint mir nun(?) als die glückliche Freiheit eines Kindes, das sich nicht zu waschen und seine Schularbeiten nicht zu machen braucht. Das Leben ist hier kein strenger Lehrer und die Tropennatur eine gütige Mutter, die auch dem Faulpelz aus ihrem Überfluß zu essen giebt. Offen gestanden, im Morgenrot meines Lebens habe ich mich zuweilen nach solcher Freiheit gesehnt.“ Offen gestanden will es uns scheinen, als ob diese Freiheitssehnsucht bei dem Verfasser das Morgenrot seines Daseins weit überdauert hätte. Als ihm auf der Heimfahrt die Küste von England zuerst wieder in Sicht kommt, schreibt er: „Mein Herz hat aufgejubelt, wie all die andern Herzen. Aber dann beschleicht mich unüberwindlich ein geheimes Bangen, das sich schwerer und schwerer auf die Flügel meiner Freude legt. Nun, da das Wiedersehen nahe ist, habe ich Furcht. Ich sehe das alte Europa vor mir, wie einen wimmelnden Ameisenhaufen, mit seinem wüsten Menschengedränge, mit seinem wilden Kampfe ums Brot. Unwillkürlich schaue ich zurück auf die weite einsame See. So schön habe ich dort geträumt, so fern von aller Wirklichkeit.“ Wenn er dann zuletzt angesichts des Hafens von Hamburg doch wieder ausruft: „O Heimat, du kampffrohe und traumselige Heimat, die du so stolz und sicher in eigener Kraft ruhst — laß mich deiner würdig werden!“ so stimmt man seinem Wunsche zwar von Herzen zu, sagt sich aber doch, daß Bücher wie „Unter fremder Sonne“ in mehr als einem Sinne für unsre Jugend Danaergeschenke wären.



Zur Naturgeschichte der Maler

Von Wolfgang von Oettingen



ie Naturgeschichte behandelt den Menschen, obgleich er in seiner bessern Hälfte die ganze Schöpfung krönt, doch etwas stiefmütterlich. Sie nennt ihn *Homo sapiens* Linnaei, und schon das klingt wie ein stichelnder Spott, denn gerade vom Standpunkte der Natur und von dem der Geschichte aus erscheint er viel öfter *insipiens* als *sapiens*. So erhält das wissenschaftliche Beiwort eine ironische Höflichkeit und haftet als eine Art von sittlicher Forderung quälend an uns